14 1901

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marryat.

Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

1. In Monaco. (Nachdruck verboten.)

Im Rauchzimmer eines der ersten Hotels von Monaco saßen in später Stunde noch eine Anzahl Herren verschiedener Nationalität zusammen. Die meisten von ihnen hatten mit mehr oder weniger Erfolg ihr Glück am grünen Tisch versucht, berechneten jetzt ihren Gewinn und Verlust und diskutierten eifrig über die Chancen des Spiels.

Nur ein junger Mann, anscheinend ein Sohn Albions, beteiligte sich nicht an dem Gespräch; in der Fensternische lehnend, rauchte er schweigend seine Cigarre und begnügte sich, der Unterhaltung zuzuhören.

Das Erscheinen des Oberkellners, der mit sichtlich bestürzter Miene eintrat, unterbrach die Reden der Herren. „Was giebt's, Henri?“ rief man ihm zu. Der Mann sprudelte hastig einige Sätze hervor, deren Inhalt, obgleich verworren vorgebracht, dennoch sofort die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden erregte.

„Konnten Sie denn nichts ausrichten, Henri?“ fragte einer der Gesellschaft. „Und was sagte der Wirt, Herr Legros, dazu?“

„O, der ist ganz außer sich,“ erwiderte der Oberkellner, „denn er glaubt, daß sich der Herr ein Leid anthun wird. Und das in unserem Hotel. Es ist schrecklich! So etwas ist noch nie bei uns vorgekommen!“

„Wundern würde es mich nicht!“ warf ein Deutscher ein. „Er hat die letzten vierzehn Tage wie toll gespielt, wir haben es ja alle gesehen. Wenn er nun vorzieht, diese Welt mit einer besseren zu vertauschen, so lassen Sie ihm doch das Vergnügen.“

„Aber der Skandal! Bedenken Sie doch!“ jammerte Henri, verzweifelt mit den Händen gestikulierend.

„Pah, was liegt daran! Der Mann hat sein Geld mit vollen Händen ausgestreut und Ihr Wirt ist dabei nicht zu kurz gekommen. Lassen Sie den armen Burschen doch in Ruhe!“

Frank Rademacher und Philipp Heckel. (Mit Text.)

„Hat denn Herr Legros mit ihm unterhandelt, oder versucht, die Thüre gewaltsam zu öffnen?“ fragte ein anderer.

In diesem Augenblick erschien der Wirt selbst, ein kleiner, dicker Mann mit kahlem Kopf, dem der Angstschweiß auf der Stirne stand. Er hatte die letzten Worte gehört, denn er wiederholte in erregtem Ton: „Versucht, die Thüre zu öffnen? Meine Herren, ich schwöre Ihnen, daß ich alles gethan habe, was ich konnte. Als der Herr vom Spieltisch zurückkehrte, fiel mir gleich sein starrer Blick auf. O, ich kenne diese Art! Mit aller Höflichkeit redete ich ihn an, er würdigte mich aber keiner Antwort und schloß sich sofort in sein Zimmer ein, wo er über eine Stunde hin und her lief. Jetzt ist es still geworden, und deshalb befürchte ich das Schlimmste.“

Die ihm zunächst Sitzenden brachen in ein lautes Gelächter aus. „Ist das alles?“ rief einer. „Gehen Sie doch, Legros! Sie haben ein wenig zu tief ins Glas geschaut! Wozu dieser Lärm? Der Mann kommt müde und abgespannt zurück, und weil er statt nach Ihrer Unterhaltung mehr Bedürfnis nach Ruhe hat, schließen Sie daraus, daß er einen Selbstmord plant. Lächerlich!“

„Nein, nein, meine Herren!“ widersprach der Wirt. „Die Sache ist wirklich nicht zum Spassen. Glauben Sie mir, ich kenne die Anzeichen solcher Katastrophen besser wie Sie. Der Herr ist nicht allein verzweifelt, sondern vollkommen gleichgültig gegen sein Leben und alles andere. Das konnte man auf seinem Gesicht lesen. Und er wird sich töten, versichere ich Ihnen, wenn er nicht daran verhindert wird.“

„So sprengen Sie doch die Thüre und übergeben Sie ihn der Polizei!“ riet man ihm.

Das Gesicht des Wirtes verlor alle Farbe. „Die Thür sprengen!“ stammelte er. „Sie bedenken nicht, was Sie sagen, meine Herren! Wenn er nun die tödliche Waffe gegen mich richtete?“

„Er hat recht!“ stimmte ihm ein Franzose bei. „Ich hatte einst einen Freund, einen braven, ehrlichen Menschen; der versuchte es auch, zwei Streitende zu trennen. Sie wandten sich beide gegen ihn und stachen ihn nieder. Es ist immer gefährlich, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen.“

Der junge Engländer, der bisher kein Wort gesprochen, warf plötzlich seine Cigarre fort und trat in den Kreis.

„Wollen Sie wirklich zugeben, meine Herren, daß dieser Mann stirbt, ohne den Versuch zu machen, ihn zu retten?“ fragte er halb erstaunt, halb ärgerlich. „In aller Ruhe sitzen Sie hier und sprechen über seine mutmaßlichen Absichten, während er vielleicht schon im Begriff steht, Hand an sich zu legen! Es ist unsere Pflicht, daß wir ihn daran zu hindern suchen.“

Das neue Stadthaus in Zürich. (Mit Text.)

Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich.

Er sprach fließend französisch, aber obgleich sämtliche Anwesende ihn verstanden, rührte sich doch keiner von ihnen.

„Die Sache geht uns nichts an!“ mahnten einige. „Es ist besser, das dem Wirt zu überlassen.“

„Wie?“ rief der junge Engländer entrüstet; „sind Sie so gleichgültig gegen das Leben eines Mitmenschen, oder,“ fügte er sarkastisch hinzu, „fürchten Sie auch, daß er die Waffe auf Sie richten könnte?“

Er erhielt keine Antwort, und so wandte er sich an den Wirt mit der Frage, ob der Fremde Engländer sei.

„Ja gewiß, ein Engländer,“ erwiderte Herr Legros. „Und noch dazu ein vornehmer, denn er kennt Fürsten und Grafen und — — —“

„Schon gut!“ unterbrach der junge Mann ihn ungeduldig. „Zeigen Sie mir gefälligst sein Zimmer.“

„Wollen Sie es wirklich wagen?“ gab der Wirt ängstlich zurück. „Es ist entschieden gefährlich! Henri sah ihn vorhin durch die Ritze, wie er mit starrem, unheimlichem Gesicht am Tisch saß und eine Pistole vor sich liegen hatte. Als ich mir dann erlaubte, an seine Thüre zu klopfen, stieß er einen Fluch aus, wobei er schwur, jeden niederzuschießen, der es wagen würde, bei ihm einzudringen. Sie sehen selbst, es ist riskiert.“

„Ich sehe nur, daß keine Minute zu verlieren ist,“ entgegnete der Engländer kaltblütig. „Wenn Sie nicht mit mir gehen wollen, so sagen Sie mir die Nummer — ich finde mich auch allein hin.“

„Bestehen Sie auch im Ernst darauf?“ fragte Legros, noch immer zögernd. „Nun, dann mag Henri Ihnen das Zimmer zeigen. Aber seien Sie vorsichtig, mein Herr! Ich bitte Sie darum. Der arme Mann scheint wirklich nicht bei Verstand zu sein.“

Ohne weiter auf die Einwendungen des Wirtes zu achten, eilte der junge Mann hinaus und Henri folgte ihm mit ängstlicher Miene, auf ihn wenigstens hatten die Worte seines Prinzipals Eindruck gemacht.

Die zurückbleibenden Herren ergingen sich unterdessen in scharfer Kritik über das Benehmen des Engländers.

„Ein arroganter, hochnasiger Bursche!“

„Dem es wahrhaftig nichts schaden würde, wenn er sich den Kopf einstieße!“

„Wer ist er eigentlich? Wo kommt er her? Er sollte lieber warten, bis ihm der Bart gewachsen, ehe er klügeren Leuten Moralpredigten hält.“

„Sprechen Sie, bitte, leiser, meine Herren!“ rief der Wirt in warnendem Ton dazwischen. „Wenn einer seiner Freunde es hört! Es ist ein großer Lord, der Sohn des Herzogs von Warren. Es wäre nicht gut, ihn zu beleidigen und würde meinem Hause sehr schaden.“

Man zuckte geringschätzig die Achseln und kehrte zu der unterbrochenen Beschäftigung zurück, während der junge Engländer, von dem warmherzigen Drang getrieben, das Leben eines Nebenmenschen zu retten, hastig den Korridor entlang schritt.

„Da ist es — Nr. 29,“ sagte der Oberkellner, in respektvoller Entfernung von der betreffenden Thüre stehen bleibend.

Ohne Zögern klopfte sein Begleiter an. Es erfolgte keine Aufforderung, einzutreten, wohl aber die in mürrischem Ton gestellte Frage: „Wer ist da?“

„Ein Freund und Landsmann, der Ihnen eine gute Nachricht bringt,“ war die rasche Antwort. „Bitte, lassen Sie mich ein!“

„Ich kenne Sie nicht und trage kein Verlangen nach irgend welcher Mitteilung!“ schallte es zurück. „Ich wünsche nur, allein zu bleiben.“

„Bitte, öffnen Sie die Thüre?“ drängte der Außenstehende von neuem. „Ich habe eine wichtige Botschaft für Sie. Lassen Sie mich nur auf fünf Minuten herein!“

Der Bewohner des Zimmers schien einen Augenblick zu überlegen, dann rief er in unwirschem Ton: „Nun meinetwegen — fünf Minuten, obgleich ich nicht begreife, was Sie mir zu sagen haben.“

Der Oberkellner, der sich bescheiden im Hintergrund gehalten, drückte sich ängstlich an die Wand, als er den Schlüssel im Schlosse drehen hörte. Voll Erstaunen sah er den jungen Mann durch die geöffnete Thür eintreten; er lauschte noch einige Minuten, als aber alles still blieb und auch der so bestimmt erwartete Pistolenschuß nicht erfolgte, schlich er ins Rauchzimmer zurück, um den dort Versammelten das merkwürdige Resultat mitzuteilen.

Wie Henri richtig gesehen, hatte der angebliche Selbstmordkandidat den jungen Engländer eingelassen, ihn mit den Worten begrüßend: „Zum T — — l, was führt Sie her? Wissen Sie wohl, daß dies eigentlich Hausfriedensbruch ist, mir Ihre Gesellschaft in dieser Weise aufzudrängen?“

Es war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, groß, kräftig und wohlgebaut, mit blauen Augen und einem Gesicht, das, obgleich verlebt, doch noch Spuren einstiger Schönheit zeigte. Sein bereits ergrautes Haar war verwirrt, seine Kleidung in Unordnung und sein ganzes Wesen trug den Stempel des Mißtrauens und der Verdrossenheit. Seine wenig höfliche Anrede setzte den jungen Engländer einigermaßen in Verlegenheit. „Ich weiß,“ sagte er, sich entschuldigend, „daß mein Benehmen Ihnen zudringlich erscheinen muß, aber ich konnte nicht anders handeln. Verzeihen Sie mir! Ich hörte, daß Sie, wie dies jedem passieren kann, ein wenig Unglück im Spiel gehabt haben, und deshalb komme ich, mich Ihnen als Freund anzubieten. Wollen Sie mir gestatten, es zu sein?“

Der Aeltere lachte spöttisch auf. „Mein Freund! Wie würden Sie sich als solchen zu erweisen gedenken?“

„Indem ich Sie bitte, erst reiflich zu überlegen, bevor Sie etwas thun, was Sie nachher bereuen müßten, sich mir anzuvertrauen und zu sehen, ob ich Ihnen nicht vielleicht helfen kann. Vergessen Sie nicht, daß das Glück launenhaft ist und daß der Beistand eines Freundes Ihnen die Möglichkeit bietet, das Verlorene zurückzugewinnen. Und nun bitte ich Sie nochmals — überstürzen Sie nichts!“

Der Fremde gab keine Antwort; schweigend warf er sich in einen Sessel, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Diesen Augenblick benutzte der Engländer, um rasch an den Tisch zu treten und den blinkenden Revolver in seine Tasche gleiten zu lassen. Seine Bewegung war jedoch nicht unbemerkt geblieben.

„Was machen Sie da?“ rief der Fremde, zornig aufspringend. „Welches Recht haben Sie, sich meine Sachen anzueignen?“

„Das Recht des Freundes! Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Ihr Freund zu sein wünsche? Lassen Sie uns ruhig Ihre Angelegenheit besprechen, und wenn Sie dann noch den Wunsch hegen, diese Welt mit einer andern zu vertauschen, so gebe ich Ihnen die Waffe zurück. Ist das nicht ein ehrlicher Handel? Sie können sich ebensogut morgen wie heute eine Kugel durch den Kopf schießen, — vielleicht noch besser, denn wie ich sehe, zittert Ihre Hand. Sie bedürfen vorerst der Ruhe.“

Der Fremde sah seinen Besuch mit offenbarer Bewunderung an. „Sie sind ein merkwürdiger junger Mann,“ bemerkte er, „und erstaunlich unerschrocken. Es giebt nicht viele, die es wagen würden, sich auf solche Weise in meine Angelegenheiten zu mischen. Wer sind Sie eigentlich? Ich habe doch wohl das Recht, den Namen desjenigen zu erfahren, der sich mir zum Freunde aufzwingt, ob ich will oder nicht.“

„Natürlich!“ erwiderte der andere lachend, denn er fühlte, daß er gesiegt hatte. „Ich heiße Antony Melstrom und bin der zweite Sohn des Lord Culwarren.“

Bei diesen Worten wurde das ohnehin bleiche Gesicht des Fremden aschfahl. „Lord Culwarren!“ wiederholte er verwirrt. „Culwarren von Gardenholm?“

„Derselbe, mein Herr!“ entgegnete der junge Mann eifrig. „Er starb leider vor zehn Jahren, und mein Bruder Philipp hat den Titel geerbt. Kannten Sie meinen Vater?“

„Wie seltsam,“ murmelte der Fremde, „daß sein Sohn mir die rettende Hand bietet! Ja, Herr Melstrom,“ wandte er sich dann an diesen, „ich kannte Lord Culwarren, aber es ist schon viele Jahre her, noch vor seiner Verheiratung, und seitdem war ich immer in fernen Ländern. Also Sie sind wirklich sein Sohn?“

„Nur der jüngere, — ohne Stellung und Vermögen. Was ich aber besitze, stelle ich gerne dem Freunde meines Vaters zur Verfügung. Doch darf ich nun auch Ihren Namen wissen?“

„O ja, obgleich ich mich wegen der Lage, in der Sie mich fanden, fast schäme, ihn zu nennen. Ich heiße Oliver Fosbrooke.“

„So — nun lassen Sie uns die Hände schütteln und sagen Sie mir, daß wir um meines Vaters willen Freunde sein wollen.“

„Von ganzem Herzen, junger Mann!“ erwiderte Fosbrooke, die dargebotene Hand des anderen voll Wärme ergreifend. „Sie haben mir diesmal ohne Zweifel das Leben gerettet, und ich müßte Ihnen dafür dankbar sein, obgleich ich nicht weiß, wovon ich leben soll.“

„Lassen Sie unsere Freundschaft nicht hier aufhören,“ bat Melstrom. „Sagen Sie mir offen, was sie in diese Stimmung versetzt, und dann werden wir schon Abhilfe finden. Wenn Ihre Schwierigkeiten mit Geld gehoben werden können, soll es geschehen, und reicht mein geringes Einkommen nicht aus, so wird mein Bruder nicht erlauben, daß ein alter Freund unseres Vaters —“

„Still, still, lieber Junge!“ unterbrach ihn Fosbrooke hastig. „Ich verstehe und würdige Ihre großmütigen Absichten, aber ich kann dieselben nicht annehmen. Ueberdies sind meine Gelegenheiten nicht so verzweifelt schlecht, wie man Ihnen vorgestellt hat. Mein Mißmut, meine Niedergeschlagenheit haben einen ganz anderen Grund, und was ich heute abend thun wollte — allen Gedanken auf einmal ein Ende zu machen — das habe ich schon bei verschiedenen Geldangelegenheiten versucht, selbst wenn ich die Taschen voll Gold hatte.“

„Aber Sie werden es nie mehr versuchen!“ sagte Antony ernst. „Sie werden mir versprechen, künftighin das Leben von einer helleren Seite zu betrachten, eine Lichtseite ist ja stets zu finden “

„Ich verspreche Ihnen eins, mein lieber Freund," erwiderte Fosbrooke, sich erhebend und vor den Spiegel tretend, „das ist: meine Toilette in Ordnung zu bringen und etwas zu essen, ich habe seit achtundvierzig Stunden nichts genossen."

„Wir wollen das Essen hierher bestellen," rief Antony, die Klingel ziehend; „Sie müssen jetzt nicht unter diese herzlosen Menschen gehen, die vorher um die Möglichkeit Ihres Todes wetteten. Lassen Sie uns ein gemütliches Mahl zusammen halten und eine Flasche Champagner dazu trinken, Fosbrooke, und nachher wollen wir uns gegenseitig unsere Sorgen anvertrauen."

„Unsere Sorgen?" wiederholte Fosbrooke mit ungläubigem Lächeln.

„Ja gewiß! Sie denken vielleicht, ich könne keine haben, aber Sie irren sich: Mein Hiersein allein macht mich unglücklich, weil ich tausendmal lieber zu Hause sein möchte!"

„Jugend, Gesundheit, Geld und die Freiheit zu reisen, werden doch eigentlich nicht als Unglück betrachtet."

„Nein, aber es giebt noch größere Sorgen als Alter und Armut."

„Sie reden ja wie ein Philosoph, Melstrom, und wenn Sie so weitersprechen, werden Sie mich auch dazu machen. Sie haben mich schon gewaltig beeinflußt, denn ich verspüre großen Appetit und freue mich, daß ich jetzt Ihnen gegenübersitze, anstatt blutüberströmt am Boden zu liegen. Sonderbar, Antony, aber mir ist, als kenne ich Sie schon Ihr Lebenlang!"

2. Bekenntnisse.

Monsieur Legros, der keinen anderen Befehl aus Nr. 29 erwartet hatte, als die Bestellung eines Sarges, war so erstaunt über den Auftrag, das feinste Essen und den besten Champagner für den angeblichen Selbstmörder zu liefern, daß er sich veranlaßt sah, selbst mit hinaufzugehen, um sich von der veränderten Lage der Dinge zu überzeugen.

„Ich hoffe," sagte er, schüchtern an der Thüre des Zimmers stehen bleibend, „daß die Herren zu Ihrer Zufriedenheit bedient sind. Wäre es nicht bereits so spät, hätte ich noch etwas Besonderes holen lassen, so aber muß ich Sie bitten, mit dem fürlieb zu nehmen, was da ist."

„Es genügt vollkommen!" erwiderte Antony. „Ueberdies bin ich Ihnen noch Dank schuldig, Monsieur Legros, daß Sie sich in Betreff meines Freundes hier so geirrt haben. Hätten Sie nicht, getäuscht durch den Umstand, daß er heftige Zahnschmerzen hatte und deshalb weder sprechen noch essen konnte, geglaubt, er hege Selbstmordgedanken, so würde ich vielleicht nie erfahren haben, daß wir unter demselben Dache wohnten."

„Zahnschmerzen?" wiederholte Monsieur Legros verblüfft und einigermaßen niedergeschmettert, daß er einen so falschen Entschluß gezogen hatte, „das ist freilich ein böses Uebel!"

„Aber mit einem Glas Champagner wird es sich wohl vertreiben lassen!" meinte Fosbrooke lachend, worauf der Wirt sich, zustimmend nickend, mit vielen Entschuldigungen und Bücklingen zurückzog.

„Und nun lassen Sie uns dem Mahle Ehre anthun, Fosbrooke. Achtundvierzig Stunden zu fasten, wie Sie es gethan haben, vermag den Tapfersten mürbe zu machen. Ich wenigstens hielte es nicht aus."

Er lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück, während er sprach, und sein Gefährte hatte Muße, ihn genau zu beobachten. Der junge Mann war eine hübsche, kräftige Erscheinung, ein echter Angelsachse mit graublauen Augen, die zuweilen einen traurigen Ausdruck hatten, meistenteils aber fröhlich in die Welt hinausschauten.

„Sie sehen Ihrem Vater nicht im geringsten ähnlich, Melstrom," bemerkte Fosbrooke, „wahrscheinlich gleichen Sie Ihrer Mutter."

„Auch nicht! Sie ist dunkel, wie auch mein Vater es war, Philipp ist sein Ebenbild."

„Ihre Mutter galt für eine große Schönheit, soviel ich mich erinnere. War sie nicht eine geborene Faicley?"

„Ja! Sie hatte noch eine Schwester, die einen Sir Ollan Osprey heiratete. Beide starben frühzeitig, eine einzige Tochter hinterlassend, welche von meiner Mutter erzogen worden ist."

„Dann betrachten Sie Ihre Cousine wohl wie Ihre Schwester?"

Antony errötete bis unter die Haarwurzeln, aber erwiderte nichts auf die Frage. Sein Gefährte sah ihn schweigend an und wechselte dann das Gespräch.

„Wie lange kannten Sie meinen Vater, Fosbrooke?" fragte der junge Mann nach einer Pause, „und warum haben Sie den Verkehr mit ihm abgebrochen? Ich hörte ihn doch stets als einen so treuen, beständigen Freund rühmen; Miß Paget sagt immer, daß er der beste Mann sei, der je gelebt habe."

„Miß Paget? Wer ist das?"

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diese Frage beantworten soll. Die meisten Leute halten sie für die Gesellschafterin meiner Mutter, sie ist aber in Wirklichkeit deren vertrauteste Freundin. So lange ich mich entsinnen kann, lebt sie mit uns, und für Lily — das ist meine Cousine — und mir war sie immer wie eine zweite Mutter. Ich wüßte nicht, was wir ohne sie anfangen würden."

„Sie spenden der Dame ja ein hohes Lob! Ist Lady Culwarren nicht eifersüchtig auf den Einfluß, den sie auf Sie ausübt?"

„Meine Mutter?" rief Antony abermals errötend. „O nein. Ihr ist das einerlei! Sehen Sie, Fosbrooke, das ist der Kummer meines Lebens, ich bin meiner Mutter vollkommen gleichgültig."

„Mein lieber Junge, das klingt ganz unglaublich!"

„Aber es ist doch so! Sie vergöttert Philipp. Er ist ja ein guter Bursche und ihrer Liebe würdig, trotzdem könnte sie mir doch ein wenig davon abgeben. Nur weil sie mich nicht in Gardenholm haben will, muß ich so allein in der Welt umherirren!"

„Nicht möglich!"

„Die volle Wahrheit! Sehen Sie, Philipp ist ein großer Bücherwurm, der sich nur in seiner Bibliothek wohl fühlt. Ich hingegen liebe Pferde, Hunde, jede Art von Sport und wüßte nicht, was ich in der Stadt mit mir anfangen sollte. Vor einiger Zeit nun, wahrscheinlich weil sie sah, daß ich zu Hause so glücklich war, befahl meine Mutter mir, ein Jahr lang auf Reisen zu gehen, ich sei zu wild und ungeschliffen und bedürfe noch der Ausbildung. Aber ich glaube, es geschah aus ganz anderen Gründen."

„Wollen Sie mir dieselben anvertrauen?"

„Warum nicht? Ich brauche mich deshalb nicht zu schämen. Ich — ich liebe meine Cousine Lily und möchte sie heiraten. Wir haben uns bereits miteinander verlobt."

„Und Lady Culwarren ist dagegen?"

„Ja, obgleich ich nicht einsehe, weshalb. Die Partie wäre doch ganz gut. Lily hat ein kleines Vermögen von ihren Eltern, und nach erlangter Großjährigkeit erhalte ich mein Teil als jüngerer Sohn. Es ist nicht viel; für uns beide würde es aber genügen. Meine Mutter liebt Lily außerordentlich, trotzdem will sie nichts von einer Verbindung zwischen uns wissen. Ist das nicht sonderbar?"

„Was sagt denn Ihr Bruder dazu?"

„Gar nichts. Er ist ein stiller Mensch und liebt nicht, sich in Streitigkeiten zu mischen. Wir haben auch noch nie zusammen über die Sache gesprochen."

„Und Miß Osprey?"

„O, Lily würde ein Dutzend Jahre warten und mich trotz allen Widerspruches heiraten!" entgegnete der junge Mann voller Zuversicht.

„Hat sie Ihnen das geschrieben?"

„Nein; man erlaubt ihr nicht, mir zu schreiben. Als ich fortging, untersagte meine Mutter uns jede Korrespondenz, und Lily muß natürlich gehorchen. Aber nächsten Monat, wenn ich majorenn werde, kehre ich nach Gardenholm zurück, und dann soll uns niemand mehr trennen."

„Und wann wird Miß Osprey großjährig?"

„Leider erst in zwei Jahren — sie ist jetzt neunzehn Jahre alt. Aber das thut nichts, wir halten doch zusammen, mag meine Mutter sich noch so sehr widersetzen. Und nun sagen Sie selbst, Fosbrooke, ist es nicht hart, seinen liebsten Wunsch aus purer Laune versagt zu sehen?"

„Wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage?"

„Ich bitte darum!"

„Nun wohl, ich finde, Ihre Mutter handelt außerordentlich klug, indem sie Ihre Heirat zu verhindern sucht, besonders mit dem ersten Mädchen, in das Sie sich verliebt haben."

„Glauben Sie denn nicht an Liebe und an den heiligen Bund der Ehe?"

„Ich glaube an Leidenschaften, Melstrom, und an ein gesetzliches Band, das für die meisten statt Rosenketten nur Eisenfesseln bedeutet. Sie frugen mich vorhin um die Ursache der verzweifelten Stimmung, in der Sie mich gefunden. Soll ich Ihnen sagen, daß sich dieselbe auf den Verrat, die Untreue eines Weibes zurückführen läßt?"

„Eines Weibes?" wiederholte Antony erstaunt.

„Ja, eines Weibes! Sie denken vielleicht, weil mein Haar grau ist, müsse mein Blut kalt geworden sein und alle Jugendschwächen lägen hinter mir. Aber lassen wir das! Die Frau, von der ich rede, ist weder hier, noch überhaupt in der Welt, — sie starb schon vor vielen Jahren. Wäre es nicht so, könnte ich selbst jetzt nicht von ihr sprechen. Sie war sehr schön, Antony, und mein Weib vor Gott und den Menschen. Aber sie liebte mich nicht genügend, um mir blindlings zu vertrauen. Sie vermählte sich heimlich mit mir — der Grund weshalb ist Nebensache — aber als diejenigen, die ein Interesse hatten, uns zu trennen, mich bei ihr verleumdeten und ihr einflüsterten, ich sei bereits gebunden, glaubte sie jenen mehr als mir, verließ mich, ohne eine Spur zu hinterlassen, und starb an gebrochenem Herzen. Aber als dies geschah, Antony, brach auch mein Herz."

„Sie muß Sie doch sehr geliebt haben!" warf der junge Mann nachdenklich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

Humoreske von E. H. von Zagorg. (Nachdruck verb.)

„Spandau, zwei Minuten," riefen die Schaffner mit kräftiger Stimme; der Schnellzug Berlin—Hamburg hielt in Spandau.

In einem Nichtrauchercoupé zweiter Klasse saß ein Ingenieuroffizier mit geistvollem, scharf gebräuntem Gesicht. Er hatte sich in eine Zeitung vertieft und kümmerte sich um Spandau absolut nicht. Da wurde auf einmal die Coupéthüre aufgerissen, und eine junge Dame, nebst einer Anzahl Gepäckstücke, die wie ein Bienenschwarm um sie herumwirbelten, stürzte förmlich in das Coupé hinein.

Der Schaffner schlug die Thüre eilig zu, und der Zug sauste weiter. Die junge Dame atmete wie von einer Last befreit auf, dann sammelte sie, ohne sich um den Offizier zu kümmern, ihre sieben Sachen.

Der sah sich erst das junge Mädchen scharf von der Seite an. „Reizender Backfisch, gute Familie," war sein inneres Urteil, dann verbeugte er sich vor der jungen Dame leicht und half ihr mit einem höflichen: „Gnädiges Fräulein erlauben" ihre Sachen aufklauben und im Wagennetz unterbringen.

„O, ich danke Ihnen sehr, Herr Leutnant; ich flog nur so hinein, und ich danke dem Himmel, daß ich hier ruhig sitzen kann," bemerkte die junge Dame, noch immer halb außer Atem.

„Ja, hier in Spandau ist das Einsteigen immer sehr hastig," entgegnete der Offizier höflich.

„Und ich bin noch dazu gar umgestiegen dort. Der Schaffner wollte mir erst nicht öffnen, er behauptete, es wäre keine Zeit zum Umsteigen. Aber ich habe es doch gethan, ich konnte es aber wirklich nicht im Damencoupé aushalten. Es war gar zu gräßlich. Vier Damen, ein schreiendes Kind, eine Wärterin dabei und alle Fenster zu, nein, das ging doch nicht. Mutter meinte zwar, ich sollte die ganze Reise im Damencoupé machen, aber ich bin doch ausgekniffen. Es ist meine erste Reise, die ich allein mache, und da will ich doch etwas von der Gegend sehen und mich amüsieren, nicht aber wie ein eingepökelter Häring in einem vollgepfropften, festverschlossenen Coupé sitzen."

„Gnädiges Fräulein haben entschieden recht," erwiderte der Leutnant, der sich innerlich königlich über den Backfisch amüsierte. Mit lachenden Augen blickte sie ihn an.

„Meine Cousine Mimmi hat mir gleich gesagt, ich sollte nicht im Damencoupé fahren, und Mimmi muß es doch wissen, die ist schon so viel gereist."

„Und gnädiges Fräulein reisen heute zum erstenmal allein?" fragte der Offizier voll Interesse.

„Jawohl," bestätigte die junge Dame stolz und selbstbewußt. „Ich reise zum erstenmal allein, da wäre es doch thöricht von mir gewesen, wenn ich zwischen den alten Damen sitzen geblieben wäre, ich hätte ja gar nichts von der Welt gesehen."

„Aber was wird Ihre Frau Mutter sagen; sie glaubt doch sicher, daß Sie im Damencoupé gut aufgehoben sind, mein gnädiges Fräulein."

„Sie wird wohl ein bischen schelten, aber wenn ich ihr erzähle, daß ich mit einem Offizier gefahren bin, dann wird sie sich wohl beruhigen; mein einziger Bruder ist ja auch Ingenieuroffizier," erzählte die junge Dame etwas verlegen. „Mimmi und Tante Jenny haben mir eine lange Predigt gehalten, wie ich mich auf der Reise benehmen soll, damit mir nichts passiert. Als ob mir hier irgend etwas passieren könnte; ich bin hier unter militärischem Schutz doch noch sicherer, wie bei den alten Damen. Wenn der Zug entgleiste, oder Räuber würden denselben überfallen, dann hätte ich bei den Damen doch gar keinen Schutz gehabt; aber nicht wahr, Sie beschützen mich alsdann, Herr Leutnant?" fragte sie treuherzig den Offizier.

Der verbiß sich das Lachen; die Kleine — er schätzte sie auf höchstens sechzehn Jahr — war wirklich zu naiv und originell.

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, es soll Sie niemand kränken, solange ich in Ihrer Nähe bin," beteuerte er energisch.

„Denken Sie nur, und Tante Jenny hat gesagt, ich sollte ja mit keinem Menschen eine Unterhaltung beginnen. Das sind doch Ansichten aus dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich nun hier mit Ihnen nicht sprechen sollte, das wäre ja zum Auswachsen, wie mein Bruder immer sagt," plauderte die junge Dame lustig fort.

Dem Offizier brannten die Worte auf der Zunge. „Na, Sie können mit diesen Ansichten noch einmal riesig hineinfallen; für eine junge Dame ist es manchmal gewagt, im Nichtrauchercoupé zu fahren und mit Herren Unterhaltungen anzuknüpfen, denn es fahren nicht nur anständige Menschen zweiter Klasse." Aber dann dachte er, wozu ihr den Glauben an die Welt rauben, sie wird noch zeitig genug enttäuscht werden; so fragte er denn nur: „Wo reisen gnädiges Fräulein denn hin?"

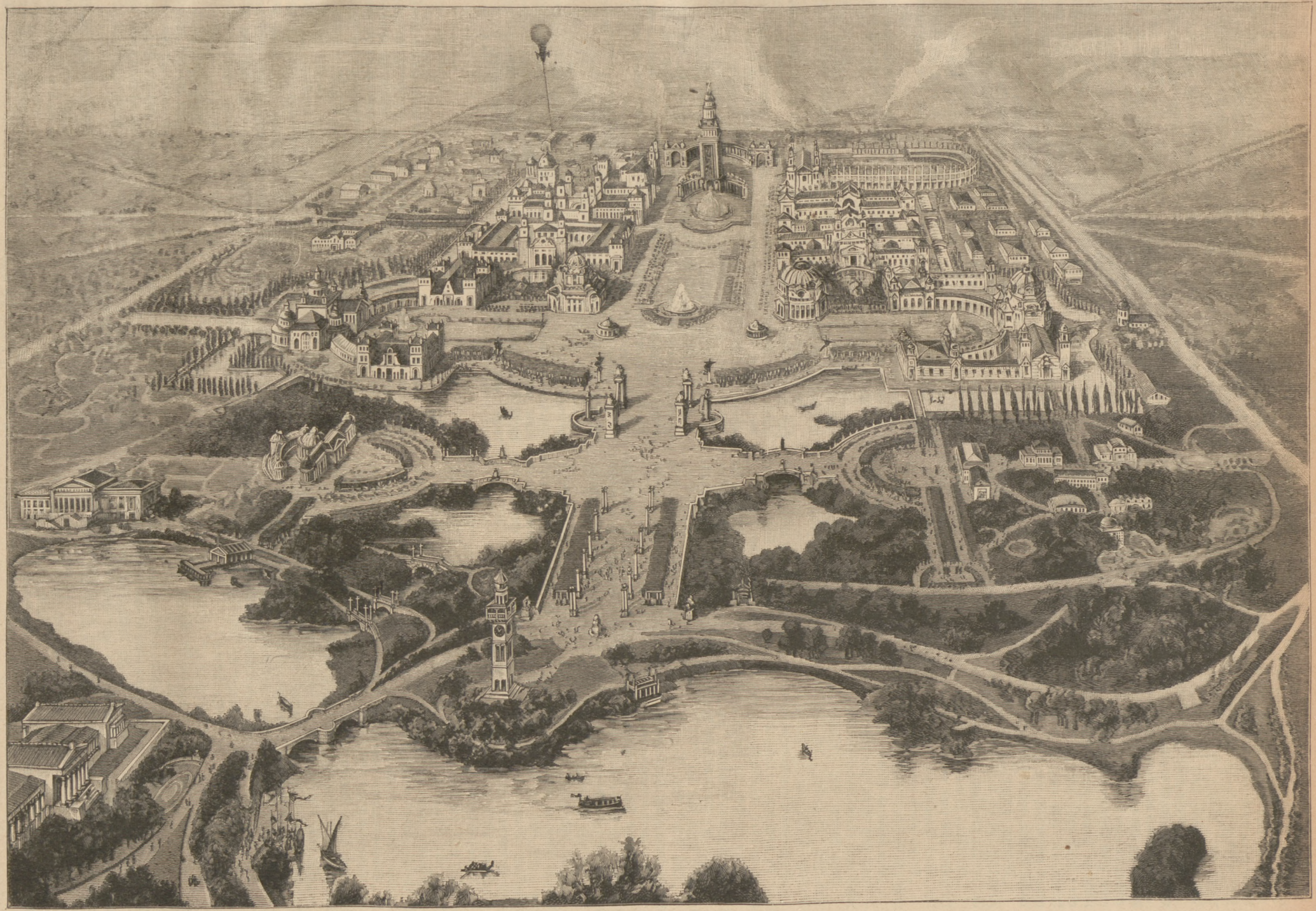
„Zu einer alten Tante auf ein Gut in der Nähe von Lübeck. Und ich freue mich ganz schrecklich auf das Landleben. Johlsdorf soll ganz reizend sein. Ich bin noch niemals auf dem Lande gewesen, und bei uns in der Großstadt merkt man nicht viel vom Sommer. Aber ein bischen Angst habe ich doch davor."

Der Offizier hatte aufgehorcht, als die Kleine den Namen Johlsdorf nannte, und seine Begleiterin mit merkwürdigem Blick angesehen, so, als wollte er sagen: „Also Du bist die."

Wacht auf! Es ist Ostern! Die Lerchen steigen.
An die alten Herzen pocht es so eigen,
In den jungen flammt's auf wie der grüne Brand,
Den der Märzwind entfacht an der Wälderwand.

Wacht auf! Es ist kein eitles Frohlocken!
Es ist heilige Wahrheit; die Dorfkirchenglocken
Rufen sich's zu über sprossende Saat,
Daß es Ostern wird, daß der Frühling naht! —

F. Reimund.



Die Panamerikanische Ausstellung 1901 in Buffalo. (Mit Text.)

Nun fragte er lebhaft: „Darf ich wohl fragen, warum Sie Angst haben, gnädiges Fräulein?“

„Weil mir Tante geschrieben hat, ich soll meinen ganzen Verstand zusammennehmen und die Kinderschuhe zu Hause lassen. Ich bin beinahe siebzehn Jahr, da habe ich doch keine Kinderschuhe mehr an,“ platzte die junge Dame fast zornig heraus. „Finden Sie nicht auch, Herr Leutnant.“

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein,“ bekräftigte der Leutnant höchst ernsthaft, wobei aber ein schelmisches Lächeln um seinen Mund zuckte.

„Und was die Tante mit dem Verstandzusammennehmen meint, das weiß ich auch,“ fuhr die Dame nach einer Pause fort. „Tante erwartet nämlich einen riesig gelehrten Neffen zu Besuch. Er hat eben eine Orientreise gemacht, und da will sie wohl, daß ich ihm nicht zu dumm vorkomme. Ich wollte, er wäre noch im Orient, oder sonst wo, warum muß er denn jetzt gerade nach Johlsdorf kommen? Ich mag so gelehrte Menschen nicht leiden, und mir graut ordentlich vor ihm. Wenn die Eltern es absolut nicht gewollt hätten, wäre ich nicht hingefahren.“

„Warum graut Ihnen denn vor dem Herrn, mein gnädiges Fräulein; er ist vielleicht recht nett,“ entgegnete der Offizier, wobei er sich mühsam das Lachen verbiß.

„Gelehrte Leute sind selten nett,“ erwiderte die junge Dame lebhaft, „sie sind meistens stolz und eingebildet und halten jeden für einen Dummkopf, der ihre Wissenschaft nicht versteht.“

„O, es giebt auch sehr nette, kluge Leute; sie machen sich gewiß ein falsches Bild von dem Herrn,“ entgegnete der Offizier.

„Ein falsches Bild? Nein, ich sehe ihn ganz deutlich vor mir — lang und dürr, wie eine Bohnenstange, mit einer Brille auf der Nase und einer tüchtigen Glatze.“

Jetzt konnte der Offizier aber nicht mehr länger sein Lachen verbeißen; er lachte, daß ihm die Thränen in die Augen kamen. Verdutzt blickte ihn die Dame an.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber das Bild war zu klassisch,“ sagte er, noch immer lachend; „warum muß der Mann denn absolut alt, lang, dürr, kahlköpfig und mit einer Brille bewaffnet sein?“

„Mein Bruder Lux hat mir gesagt, so sehen alle Männer aus, die im Orient gewesen wären,“ verteidigte die junge Dame ihre Ansicht.

„Aber der Herr könnte doch eine Ausnahme sein; er ist vielleicht so jung wie ich.“

„Wie Sie? Ach, Herr Leutnant, Sie sind gewiß ebensowenig monatelang in der Türkei gewesen, wie ich,“ lachte die junge Dame los.

„Wer weiß,“ entgegnete der Offizier lächelnd.

Die junge Dame schüttelte lebhaft den Kopf. „Ach, es ist ja Unsinn; Sie sind ebensowenig in dem Orient gewesen, wie ich bis jetzt meine schlesische Heimat verlassen habe,“ erwiderte sie lachend.

„Sie sind Schlesierin, gnädiges Fräulein?“

„Halb und halb; geboren bin ich in Posen, mein Vater stand damals dort in Garnison, nachher wurde er nach Sprottau versetzt, und seit er den Abschied genommen hat, wohnen wir in Breslau. Wenn meine Brüder mich ärgern wollen, nennen sie mich Polackin. Sind Sie auch Schlesier?“

„Nein, ich bin Uckermärker.“

„Uckermärker? O, das ist nett. Die Pommern, die Uckermärker und die Brandenburger sind mir die liebsten Deutschen, außer uns Schlesiern. Aber was ist das für eine Station?“

„Büchen, mein gnädiges Fräulein; hier müssen Sie umsteigen. Darf ich Ihnen behilflich sein und mich nachher gleich verabschieden; hier trennen sich unsere Reisewege.“

„Schade,“ platzte das junge Mädchen heraus und wurde blutrot.

„Gestatten Sie.“ Der Offizier half dem jungen Mädchen ritterlich ihre sieben Sachen tragen und begleitete sie bis an ihren Zug. Vor einem Nichtrauchercoupé hielt er still.

„Ich will die kurze Strecke doch lieber im Damencoupé fahren, der Tante ist es vielleicht lieber,“ sagte die junge Dame leise.

Der Offizier half ihr freundlich; dankend gab sie ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein,“ sagte er leise.

„Ach, das wäre zu schön!“ rief das junge Mädchen unüberlegt.

„Würde es Sie freuen?“ fragte er lächelnd.

Sie wurde blutrot und nickte stumm.

„Also denn bald auf Wiedersehen,“ wiederholte er noch einmal und blickte ihr dabei eigen in die Augen. Sie wurde verlegen und zog ihm die Hand weg.

Und dann brauste der Zug davon. Allein im Coupé kam sie sich so verlassen und unglücklich vor, daß sie auf einmal losweinte.

Ihm ging es gerade so; er mußte immerfort an die offenen, ehrlichen Kinderaugen denken, die so gar nichts von der Welt wußten, und dann lachte er plötzlich auf, er wußte ja, sie würden sich bald wiedersehen.

In Lübeck wurde die junge Dame von ihrer Tante in Empfang genommen und herzlich begrüßt, obgleich die alte Dame in keiner rosigen Stimmung war. Ihr gelehrter Orientneffe hatte eben aus Hamburg telegraphiert: „Ich komme erst in drei Tagen.“ Und das paßte ihr gar nicht, denn dann mußten die Pferde wieder den weiten Weg machen, und sie hätte doch sehr gut zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können. „Diese Gelehrten sind nie pünktlich, und wenn sie zehnmal dabei preußische Soldaten sind,“ sagte die alte Dame grollend. Die Nichte aber schwieg; sie freute sich, daß der Orientprinz erst später kam.

In Johlsdorf gefiel es Hela Sterndorf — so hieß die junge Dame — ausnehmend. Der Onkel war so frisch und fröhlich, ein Landmann von echtem Schrot und Korn. Die Tante gut und herzlich, lange nicht so gedrechselt, wie Tante Jenny daheim. Dazu das alte, hübsche Haus, die große, prächtige Ostsee, der Park mit den uralten, dicken Bäumen. Hela jubelte wie ein kleines Kind, und die beiden Alten hatten ihre helle Freude an der Nichte.

Endlich kam denn auch der berühmte Neffe; der Onkel holte ihn von Lübeck, und die Tante konnte sein Zimmer nicht schön genug bekommen. Zuletzt mußte Hela gar noch in den Garten gehen und die schönen Rosen für den „Pascha“, wie sie ihn spöttisch nannte, holen. Gerade, als sie die Rosen eingestellt hatte, fuhr der Wagen mit dem Besuch vor der Hausrampe vor. Hela wollte sich das Weltwunder von Neffen heimlich ansehen und lugte hinter der Gardine vor.

Aber nur einen Blick warf sie auf die Insassen des Wagens, dann stieß sie einen Schrei aus, der ebenso Schreck wie Freude bedeuten konnte, und stürmte wie ein gejagtes Reh in den Garten. Sie hatte ihren Reisegefährten erkannt und kam sich nun schrecklich dumm und albern vor.

Die Tante machte ein unzufriedenes Gesicht, als Hela gar nicht zum Vorschein kam, und schließlich hatte sie nichts dagegen, als der Neffe sich erbot, sie zu suchen.

„Sie ist sonst wirklich nicht so albern, die Hela, und ein nettes, frisches Mädel; ich denke, ihr werdet gute Freunde werden,“ entschuldigte der Onkel so quasi die Nichte.

Der Offizier nickte und machte sich auf den Weg. Im äußersten Winkel des Gartens, bitterlich weinend, fand er dann den Flüchtling. Es hatte ihm auch viel Mühe und ziemlich lange Zeit gekostet, bis er sie wieder zum Lachen brachte und seine Reisegefährtin wieder hatte. Dann aber gingen sie vergnügt, wie zwei gute Freunde, zu den Verwandten. Die wunderten sich zwar über die schnelle Freundschaft, aber sie freuten sich auch darüber.

Am letzten Tage vor Helas Abreise — sie wünschte, das Rundreisebillet dauerte noch einmal so lange — da haben die alten Eichen in Johlsdorf ein hübsches Bild gesehen. Da standen nämlich die beiden Reisegefährten Arm in Arm unter ihnen, und das Glück strahlte ihnen aus den Augen.

Die alten Herrschaften aber blickten vergnügt auf die beiden, die sich in ihrem Hause gefunden hatten fürs ganze Leben.

Sie sind glücklich geworden, die beiden, die sich „Unterwegs“ gefunden haben, und Hela hat es nie bereut, aus dem Damencoupé ausgekniffen zu sein. Trotzdem predigt sie ihrer Tochter jetzt schon genau dasselbe vor, was ihr die Mutter und Tante Jenny damals ebenfalls vorgepredigt haben. Na ja, man kann „Unterwegs“ gar viel erleben, das weiß Frau Hela am besten.

Uebervorteilt.

König Friedrich I. von Preußen malte gern in seinen Mußestunden und war, obwohl seine Bilder nur geringen Kunstwert hatten, nicht wenig eitel auf sein Talent. Einst hatte er ein Gemälde zu seiner besonderen Zufriedenheit beendet, ließ einen Kunsthändler, dessen Laden er öfter besuchte, kommen und fragte, was dies Bild wohl wert sei. Der Händler erwiderte verwirrt und überrascht: „Unter Brüdern 200 Thaler.“ „Dafür soll Er's haben!“ rief der König, erfreut so viel Geld verdient zu haben.

Am nächsten Tage wurde dem Kunsthändler das Bild zugesandt und mit stillem Aerger bezahlte er den Preis. Die Sache war aber nicht zu ändern und schon hatte er seinen Kummer halb verschmerzt, als ihm plötzlich ein Gedanke kam. Er ließ das Bild kostbar einrahmen, befestigte einen Zettel daran, worauf stand: „Von Sr. Majestät dem König Friedrich von Preußen eigenhändig gemalt,“ und stellte es in sein Schaufenster. Massenhaft sammelten sich in kurzer Zeit Zuschauer vor dem Fenster an und manche herbe Kritik wurde gehört. Die Aufläufe vor dem Fenster des Händlers wurden an diesem Tage so bedeutend, daß die Sache dem König gemeldet wurde. Dieser geriet über die Indiskretion des Händlers in einen furchtbaren Zorn, ließ ihn kommen und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. —

„Ich bitte um Verzeihung, Majestät,“ erwiderte der Mann, als er endlich zu Worte kam, „ich bin Kaufmann und kaufe Gemälde nur zum Wiederverkauf. Dabei muß ich den Namen des Meisters nennen.“

Der König, dessen ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl sprichwörtlich war, biß sich in die Lippen und entschloß sich endlich, das Bild

zurückzukaufen. Als er aber dem Kaufmann die 200 Thaler zurücksandte, erklärte dieser mit Bedauern, er sei Kaufmann und könne ohne Gewinn nicht verkaufen. Das Bild koste jetzt 300 Thaler. Wohl oder übel mußte der König die Summe bezahlen. Aber er hat nie wieder ein Bild verkauft. Wilh. Stelljes.

Wie die Tiere sich kurieren.

Von H. von Remagen. (Nachdruck verboten.)

Bei Mensch und Tier tritt als stärkster Instinkt der Selbsterhaltungstrieb hervor. Bei dem Menschen vermag dieser Trieb sich durch das Raffinement seiner Kultur in tausend verschiedenen Arten zu äußern, tausende von Mitteln und Wege stehen ihm zu Gebote, sich den ihm drohenden Gefahren zu entziehen, es ist aber unendlich viel interessanter, das Tier zu beobachten, wie es allein vom Instinkt geleitet, sich in Krankheiten zu helfen versteht. Daß es auch sonstigen Gefahren mit staunenswerter List zu begegnen weiß, lehrt uns die Naturgeschichte auf jedem Blatte.

Pferde oder Kühe, die sich plötzlich ihrem Futter gegenüber wählerisch verhalten, versuchen meist nur, sich die Teile desselben hervorzusuchen, die sie von einem Anfall von Krankheit zu heilen versprechen. Auch weiß jeder Viehzüchter, daß Rinder und Schafe gewisse Kräuter nur dann fressen, wenn sie sich unwohl fühlen. In ländlichen Kreisen findet daher der Grundsatz, daß man den Tieren bei Krankheitsfällen die Freiheit lassen soll, sich in ihrer eigenen Weise zu kurieren, eine immer weitere Anerkennung.

Der berühmte Botaniker Linné weist nach, daß es 276 Pflanzen giebt, die von Kühen gefressen werden, und 218, welche sie nicht fressen mögen. Von den Pflanzen, welche sie fressen, dienen ihnen einige nur in Krankheitsfällen, werden daher selten von ihnen berührt. Diese Pflanzen bilden die ärztliche Vorratskammer des Rindergeschlechts. Die Schafe haben 387 verschiedene Gräser und Kräuter, von denen sie sich nähren, doch giebt es unter diesen Pflanzen gleichfalls einige, die von den Tieren nur zu Heilungszwecken gefressen werden. Unter den 262 Pflanzengattungen, welche den Pferden zur Nahrung dienen, giebt es eine beträchtliche Anzahl, deren sie sich nur bei Erkrankungen bedienen. — Unter allen Haustieren zeigt sich jedoch der Hund am intelligentesten, sich selber Medizinen zu verschreiben. Sein Instinkt treibt ihn, sobald er seinen Appetit zu verlieren beginnt, das gemeine Kammgras zu fressen, das ihm als Brechmittel und als Abführmittel dient und seine Gesundheit bald wieder herstellt. Nun ist es ein gewöhnliches Vorkommnis, daß ein Hundebesitzer sich alle Mühe giebt, seinen Schützling vom Genuß dieses — im Volksmunde auch als „Hundegras" bekannten Grases abzuhalten, weil der Gute glaubt, der Hund werde krank davon. Was der Besitzer des Hundes jedoch für eine Krankheitserscheinung ansieht, ist gerade die Erleichterung, welche sich das seinem Instinkt folgende Tier wünscht, und welche ihm just diese Pflanze zu verschaffen geeignet ist. Auch Katzen fressen gelegentlich mit Vorliebe Gras wie die Hunde. Beide, Hunde und Katzen, kennen die Heilkraft ihres eigenen Speichels und ihre Haut- und Fleischwunden heilen am schnellsten, wenn man die Tiere gewähren und sich ihre Wunden gemächlich auslecken läßt.

Wie den Menschen ist auch den Tieren bekannt, wie heilsam in gewissen Fällen Ruhe und mäßige Nahrung wirken. Ein Hündchen hatte sich einst in einem Kampfe mit einem Nebenbuhler Auge und Ohr stark beschädigt und zog sich in ein dunkles Loch unter einer Treppe zurück, wo es sich so lange aufhielt, bis es genesen war. So lang es gesund gewesen, war sein liebster Platz auf einem Teppich vor dem Ofen, jetzt aber vermochte es nichts aus seinem Winkel hervorzulocken. Auch rührte es keine andere Speise an als Milch, bis die fortschreitende Heilung ihm neuen Appetit brachte.

Die wilden Tiere stehen in ihrer Geschicklichkeit, sich Heilmittel bei Erkrankungen auszusuchen, den Haustieren kein Jota nach. Auch sie scheinen die medizinischen Eigenschaften gewisser Pflanzen zu kennen, die sie fressen, wenn sie krank sind, und unberührt lassen, wenn sie gesund sind. Die Klugheit dieser Tiere steigert sich oft sogar bis zu kleinen, chirurgischen Kunststückchen. Der Schimpanse und andere Affen halten, wenn sie verwundet worden sind, die Hand an die Wunde, um den Bluterguß zu stillen, ja, sie gehen so weit, die Wunden durch Pfropfen von Laub und Gras zu verstopfen, welche den doppelten Zweck erfüllen, das Blut zu stillen und der Wunde als Kühlung und Verband zu dienen.

Die Eingeborenen der afrikanischen Westküste nennen eine ihrer Immergrüneichen „Affenheilmittel". Während der Regenwochen, wo die Sterblichkeit unter den Affen eine ungemein große ist, werden die Blätter und Beeren des Baumes von den Tieren massenhaft in Anspruch genommen, da sie in denselben heilende Eigenschaften finden.

Die Anwendung chirurgischer Probestücklein, die auch bei niederen Tierklassen vorkommt, ist am vorgeschrittensten bei verschiedenen Ameisengruppen. Jede Kolonie der Soldaten-Ameisen versieht sich mit einem wohlgedrillten Ambulanzkorps. Sobald ein feindliches Zusammentreffen stattgefunden hat, werden die Verwundeten sorgfältig vom Kriegsschauplatze nach der eigenen Verschanzung getragen und ihre Schäden geschickt geheilt. Einst schnitt ein Forscher des Ameisenlebens einer dieser Kriegerinnen die Fühlhörner ab. Sofort kamen Mitglieder ihrer Ansiedlung herbei und netzten ihr die Wunden mit einer aus dem Munde abgesonderten Feuchtigkeit. Unter dieser Behandlung schien es der Heilenden bald besser zu gehen.

Geraten wilde Tiere in Gefangenschaft, so scheinen sie sich dessen bewußt zu sein, daß sie ihre Naturheilkunde nur in beschränktem Maße bethätigen können. Dagegen legen sie eine wunderbare Fügsamkeit an den Tag; wenn ihre Wärter es nötig finden, ihnen einen augenblicklichen Schmerz zuzufügen, um ihnen künftige Heilung zu sichern. So litt einst ein Affe furchtbare Schmerzen durch einen Abceß im Kiefer. Ein faulender Zahn verursachte diesen Abceß und man hielt es deshalb für geraten, den Zahn auszuziehen. Um dem Tier den Schmerz zu ersparen, beschloß man, es mit Lachgas zu betäuben. Zu diesem Zweck war es vor allen Dingen nötig, den Affen einzufangen. Er entwischte überallhin und wehrte sich nach Leibeskräften, wurde aber schließlich doch festgehalten und in einen Sack gesteckt, wobei er ganz jämmerlich schrie und umherfuchtelte. Erst nach vieler Mühe gelang es dem Tierarzt, seine Hand auf die schmerzende Stelle zu legen. Jetzt erst schien der Affe die Sachlage zu begreifen, denn augenblicklich gab er jeden Widerstand auf und schien durch schweifwedelnde Fügsamkeit den Operateur einzuladen, in seiner Thätigkeit fortzufahren. Der Zahn wurde dem Tiere gezogen, ohne daß man es zu betäuben brauchte. Der Kranke zeigte durch die Festigkeit, mit der er die Operation aushielt, daß er die Bedeutung derselben recht wohl erkannte.

Daß Tiere sich selber heilen, ist jetzt eine bekannte Thatsache. Bis vor zweihundert Jahren oder noch später glaubte man sogar, daß gewisse Tiere als Aerzte anderer Tiere fungierten. Eine Berührung dieser naturgeschaffenen Aerzte sollte bereits genügen, um ein krankes Tier zu heilen. Unter den Fischen gelten der Schlei und der Hecht für solche Aerzte. Der Gedanke aber, daß Tiere von der Natur mit einem Balsam ausgestattet sind, der sie und andere Tiere heilt, ist längst zum alten Eisen gelegt worden.

Frühlingswunder.

Sieh', der Winter ist vergangen,
Schnee und Regen ist vorbei;
Leben, das der Tod gefangen,
Bricht die Bande und wird frei.
Allerorten regt sich mächtig,
Was des Winters Schlaf gedrückt,
O, und bald steht alles prächtig,
Frühlingsmäßig ausgeschmückt.

Seinen Odem läßt Gott wallen
Lebenswarm durch Wald und Flur,
Auferweckungsstimmen schallen
In die Gräber der Natur.
Ihre Adern wieder fließen,
Und ihr Antlitz färbt sich schön,
Tausend Lebenskeime sprießen
In den Thälern, auf den Höhn.

Zarte Blumen öffnen zagend
Hier und da ihr enges Haus,
Strecken ihre Häupter fragend
In die milde Luft hinaus.
Da wird lauter Ruf vernommen,
Sorgenloser Vögel Chor:
Ja, der Frühling ist gekommen,
Kommt, ihr Blumen, kommt hervor!

Ueberall erschallt es deutlich:
Leben ist vom Tod erwacht!
Und die Erde schmückt sich bräutlich,
Und der blaue Himmel lacht.
Komm, dies Wunder anzusehen,
Freu' dich, Seele, inniglich:
Gott läßt seinen Odem wehen,
Und der Frühling kommt für dich.

J. P. Spitta.

Das neue Stadthaus in Zürich. Dem schöpferischen Erbauer des schweizerischen Landesmuseums in Zürich, Professor Gustav Gull vom eidgenössischen Polytechnikum, verdankt die Stadt Zürich ihr hübsches, neues Stadthaus. In grauem, einheimischem Sandstein aufgeführt, erhebt es sich an Stelle des ehemaligen Fraumünsteramtes zwischen dem Neubau der Hauptpost und der Kirche zum Fraumünster am linksseitigen Quai der Limmat, ein mit seinem Frontgiebel und seinen Erkertürmchen leicht aufstrebendes Gebäude, dessen rotes Ziegeldach dem Ganzen einen frohen Ton beifügt. Die von den Erkern flankierten Flügel treten hinter dem Mittelbau etwas zurück, durch dessen gewölbte Einganspforte hindurch wir auf einigen Stufen in das Innere gelangen, die glasüberdeckte, rechteckige Centralhalle, die sich als ein in Form und Maß trefflich durchgeführter Arkadenhof mit übereinander laufenden Galerien darstellt. An den Bogensäulen sind die farbigen Wappen der Züricher Zünfte angebracht, die Bogenfelder der mittleren Galerie mit teppichartig wirkender Ornamentmalerei verziert; in den Lünetten der Glasdachwölbung sehen wir zwei Ansichten der Stadt in früheren Jahrhunderten. Um die Galerien des Erdgeschosses und der drei Stockwerke gruppieren sich die Zimmer und Säle, an 250, von denen einige eine besondere Ausschmückung erfuhren. Die großen Säle liegen im Mittelbau, wohin auch der aus der Barockzeit stammende sogenannte Musiksaal mit schöner Stuckdecke übertragen wurde. Während das neue Stadthaus nach drei Seiten hin an Straßen liegt, ist es von der Fraumünsterkirche nur durch einen für Fußgänger bestimmten, zum Teil überbauten, hofartigen Durchgang getrennt, wobei die noch vorhandenen Kreuzgangreste der ehemaligen Fraumünsterabtei sinnige Verwendung gefunden haben. So hängt die Gegenwart doch noch mit der Vergangenheit zusammen.

Frank Rademacher und Philipp Heckel, zwei in NewYork lebende Deutsche, sind dort jüngst der Gegenstand ganz besonderer Ehrungen und Auszeichnung gewesen. Beide hatten nämlich bei dem entsetzlichen Schiffsbrande im Hafen von Hoboken am 30. Juni vorigen Jahres ungewöhnlich heldenmütige Rettungsthaten vollführt. Der erst achtzehnjährige Rademacher soll, trotzdem er selber viermal durch Umkippen seines Bootes in Gefahr kam, zu ertrinken, nicht weniger als 120 Personen dem Flammenmeer entrissen haben. Am 14. Dezember vorigen Jahres ist nun den beiden Wackeren vom Präsidenten des „Vereinigte-Staaten-Lebensrettungskorps" je eine Medaille mit passenden Inschriften überreicht worden; und zwar erhielt Heckel eine silberne und Rademacher eine goldene Denkmünze.

Die Panamerikanische Ausstellung in Buffalo. Die mit ungeheuren Kosten vorbereitete Panamerikanische Ausstellung, die am 1. Mai d. J. zu Buffalo im Staate Newyork eröffnet werden wird, verspricht ungewöhnlich schön und interessant zu werden. Es handelt sich hier um eine Erdteilausstellung, die die riesenhaften Fortschritte des ganzen Amerika, des germanischen wie des lateinischen, veranschaulichen soll. Sie wird sämtliche Gebiete der menschlichen Thätigkeit umfassen und einen größeren Umfang annehmen, als die World's Columbian Exposition zu Chicago 1893. Buffalo wurde als Schauplatz gewählt, weil diese Großstadt so gelegen ist, daß sie von 40 Millionen Menschen in längstens zwölf Stunden erreicht werden kann. In der Stadt selbst ist die Lage des Ausstellungsplatzes derart günstig, daß die Entfernung vom Hauptbahnhof nur 20 Minuten elektrischer Stadtbahnfahrt beträgt. Uebrigens werden alle Buffalo berührenden Bahnen ihre Schienen-

wege bis an Ort und Stelle verlängern. Die Bundesregierung hat für die Zwecke der Ausstellung einen Betrag von 1/2 Mill. Dollar bewilligt. Besonders großartig sind die elektrischen Beleuchtungs- und Fontäneneffekte geplant. Neben dem Fontänenhof wird der achteckige Musiktempel große Anziehungskraft ausüben. Eine hervorragende Rolle wird auch das Stadium spielen, ein an Größe dem Colosseum zu Rom nicht nachstehender Bau, der 25,000 Sitzplätze aufweisen wird und für Spiel und Sport in amerikanischem Riesenmaß bestimmt ist. Dieses Stadium wird genau nach dem Vorbild des im vorigen Jahrzehnt für die Olympischen Spiele in Athen errichteten gebaut. Die Freigebigkeit eines amerikanischen Millionärs verhilft der Ausstellung zu einer weiteren Zierde, dem auf Kosten des Herrn Albright errichteten Kunstmuseum. Dieses wird der Stadt Buffalo dauernd erhalten bleiben und einen der herrlichsten Kunsttempel des ganzen Landes bilden. Im jonischen Stil erbaut, hat das Museum einen Flächenraum von etwa 3600 Quadratmeter. Auch das Gebäude des Staates Newyork wird durch sein prachtvolles Aeußere von durchweg weißem Marmor auffallen, und seine Lage an einem kleinen, von Baumgruppen umrahmten See wird ideal schön sein. Am Eingang soll sich ein Standbild des Verstandes erheben. Dem vorwiegend südamerikanischen, edeln Stil eines beträchtlichen Teils der Ausstellungsbauten werden treffliche Nachahmungen antiker Statuen zur Seite stehen. Hatte ja schon auf dem Chicagoer Ausstellungsplatz die amerikanische Bildhauerkunst eine ebenso große wie lobenswerte Rolle gespielt. Was die Unterabteilungen der Ausstellung betrifft, so dürfte das Schulwesen den Preis davontragen. Die Leitung des Unternehmens schenkt den neusten Unterrichtsmethoden und Schulsystemen lebhafte Beachtung. Die Vorführung der in Aufnahme gekommenen Verbesserungen und ihrer praktischen Ergebnisse soll in einer für Fachleute und Laien möglichst fruchtbringenden Weise erfolgen. Auch auf eine vorzügliche Vertretung der Frauenbewegung will man großen Wert legen; demgemäß ist ein eigener Damenausschuß mit der Leitung dieses Teils der Ausstellung betraut worden. Für die Mehrheit der Besucher wird freilich voraussichtlich der große Elektricitätsturm mit seinen schönen Wasserspielen und Myriaden von Flammen der hervorragendste Anziehungspunkt sein. Ganz besonderes Interesse verdient die Art und Weise, wie in Buffalo das Elend der ärmsten Kreise gelindert wird. Wahrscheinlich ist Buffalo die erste Stadt, in der alle sich mit Armenpflege beschäftigenden Faktoren gemeinsam und nach einem ebenso zielbewußten, wie wirksamen Plan vorgehen. Vor etwa fünf Jahren machten einige der dort lebenden Sociologen von praktischer und fortschrittlicher Gesinnung den Vorschlag, sowohl die einheimischen Wohlthätigkeitsvereinigungen, als auch die örtlichen Kirchengemeinden möchten gemeinsam ein System schaffen, das bei möglichst geringer Zersplitterung der Kräfte und sparsamster Verwendung der Mittel möglichst günstige Ergebnisse für die Armenpflege zu erzielen geeignet sei. Bald übernahmen 76 Kirchengemeinden, die zwölf Bekenntnisse vertreten, 84 von den 150 Bezirken Buffalos. Jeder Unterstützungsfall wird von einem Wohlthätigkeitsverein untersucht und hierauf der geeigneten Kirchenverwaltung des Wohnbezirks der notleidenden Person überwiesen; nach allgemeiner Erfahrung kommt die Hülfe dann fast immer sehr schnell und in angemessener Weise. Auch wird von Kennern versichert, daß die Kirchen, was früher nicht der Fall war, die Hebung des sittlichen und leiblichen Wohlergehens der Armenbevölkerung mit anerkennenswertem Eifer betreiben. Einen großen Umfang hat die „social settlement"-Bewegung angenommen. Die Unitarier begnügen sich auch hiermit nicht, sondern haben noch eine riesige Werkstätte eingerichtet, in der alle zeitweilig brotlosen Bewohner des betreffenden Bezirks Arbeit finden. Das Buffaloer Armenwesen verdient die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde. L. K.

Auf dem Balle.
„Also, alle Tänze vergeben, schönes Fräulein?"
„Ja, als Tänzerin bin ich heute nicht mehr zu sprechen!"
„Ah, und sonst?"
„Ist meine Adresse: Mama!"

Angewandtes Sprichwort. „Zum Kuckuck, Johann, wie schaust Du denn aus?" — „Die Gläubiger haben mich durchgeprügelt, weil ich sie nicht vorlassen wollte." — „Armer Kerl: Was wollten sie denn von Dir?" — „Ja, Herr Baron wissen ja: „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man!"

Ja so! „Lieber Freund, Du siehst in letzter Zeit so schlecht aus — lebst Du in schlechten Verhältnissen?" — „O nein, — meine Schwester hat in vierzehn Tagen Hochzeit und da lernt sie bei uns zu Hause noch schnell kochen!"

In den Flitterwochen. „Glaube mir, liebe Paula, als mir Deine Eltern Deine Hand zuerst verweigerten, war ich so unglücklich, daß ich mich aus dem Fenster stürzen wollte." — „Und was hielt Dich denn davon ab, Geliebter?" — „Die Höhe!"

Bauernrache. Bei einem Bauernaufstand in Böhmen im Jahr 1680 überfiel eine Rotte das Schloß von Pardubitz. Ein besonders verhaßter Beamter der Pardubitzer Herrschaft, der den Aufrührern in die Hände geriet, mußte sich folgenden mutwilligen Scherz von ihnen gefallen lassen. Sie zogen ihn aus, begoßen ihn ganz mit Tinte und bestreuten ihn mit Sand. Er habe, hieß es, in seinem Leben immer so viel geschmiert, er möge daher ein amtlich bestätigtes, verkörpertes Zeugnis werden, daß die Bauern nur ihre Rechte wahrten. K.

Eine That des Zorns. Zar Peter I. von Rußland versäumte auf seinen Reisen nie, für seine Sammlungen Seltenheiten jeder Art zu erwerben. Bei seinem Besuche des Naturalienkabinetts in Kopenhagen war er auf eine Mumie von besonderer Größe ganz versessen, und sofort wollte er sie vom Aufseher kaufen. Dieser erklärte, daß ohne Zustimmung des Königs nicht das Geringste veräußert werden dürfe. Peter beauftragte nun den Beamten, sich von zuständiger Seite Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Dort kannte man jedoch den Wert der Mumie und trug dem Intendanten auf, dem Zaren schonungsvoll zu bedeuten, daß die Mumie unverkäuflich sei. Bald darauf stellte sich Peter wieder ein, und als man ihm die Weigerung des Königs, die Mumie zu verkaufen, mitteilte, entfernte er sich zornig, erschien am Tage seiner Abreise jedoch nochmals, stellte sich vor den ersehnten Gegenstand und fragte: „Ich kann sie also nicht bekommen?" Der Intendant verneinte höflich. — Da ergriff der Zar wütend die Mumie, riß ihr die Nase ab und ging mit den höhnischen Worten davon: „Nun könnt ihr sie behalten; ich finde sie lange nicht mehr so begehrenswert!" K.

Rhabarber. Eine Pflanzgrube mit 40 Centimeter Durchmesser und 50 Centimeter Tiefe, gut mit Kompost aufgefüllt, wird bald von der eindrucksvollen Blattpflanze überdeckt sein. Eine ausgewachsene Pflanze giebt jedes Jahr 1 Dutzend Portionen Rhabarber-Kompot. Auf ein Beet im Gemüsegarten pflanze man sie in 1 Meter Entfernung.

Der Geschlechtsunterschied beim Stieglitz oder Distelfink ist am Gefieder schwer zu erkennen, da Männchen und Weibchen fast gleich gezeichnet sind. Das einigermaßen sicherste Kennzeichen ist, daß beim Männchen die kleinen Deckfedern der Flügelhälften vom Rumpf bis zur Schulter, dem Flügelbug, tief schwarz und beim Weibchen dunkel graubraun gerändert sind und die braunen Federn der Brust, wenn sie auseinander geblasen werden, beim Männchen gelblich eingefaßt sind, während dies beim Weibchen fehlt.

Um hochstämmige Fuchsien zu erziehen, werden von kräftigen, aufrechtstehenden Sorten im Frühjahre krautartige Stecklinge gemacht. Die bewurzelten Stecklinge bekommen nahrhafte Erde und werden möglichst geschlossen gehalten. Alle sich zeigenden Seitentriebe und Knospen werden entfernt, bis die gewünschte Höhe erreicht ist. Dann wird der Pflanze die Spitze genommen, um die Kronenbildung durch Austreiben der oberen Anlagen zu veranlassen. Die vier oder fünf obersten Triebe geben die Grundlage dazu ab. Wenn sie etwa 10 Centimeter lang sind, werden sie nochmals entspitzt und dann sich selbst überlassen.

Rösselsprung.

nicht	ge-	Schwin-	ver-	kla-	dir	licht
nen	klär-	das	auch	gen	still-	ge
raubt	re	Licht	es	die-	bis	sie
tes	sei-	so	heh-	wie	los	ein
trägt	ein	schwebt	dir	Zeit	les	an
mit	Leid	die	Klei-	das	Haupt	sich
bringt	ne	du	und	um	die	Leid
kennst	dich	nod	Ster-	das	regt	das

Heinrich Vogt.

Kreuzrätsel.

1	2
3	4

1 2 kommt aus dem Wolkenkreise,
3 4 hast du an deinem Bein!
3 2 benützet man zur Reise,
4 2 blitzt in der Kämpfer Reih'n.
In 1 und 4 sei rein und wahr,
3 1 reicht dir der Händler dar.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8. Eine Stadt in Oesterreich.
1 2 6 3 6 1. Ein biblischer Name.
2 7 7 2 1. Eine Stadt in Nordfrankreich.
3 2 6 7 2. Ein Mädchenname.
4 6 8. Eine Stadt in der Schweiz.
5 7 6 8 8. Eine Stadt in der Schweiz.
6 1 3 2 7. Eine Stadt in Hannover.
7 2 8 6 1 2. Eine Stadt in Dalmatien.
8 3 2 7 6 1. Eine Stadt in der Schweiz.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—8. Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Apis, Anis. — Des Homonyms: Wetter.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.